

gekommen war, um nach Hiltischalk und Hiltidju zu suchen. „Herr?“ fragte der Greis mit milder Stimme. „Hast Du das Kind aus der Flut gehoben? So mußt Du der Mutter auch verzeihen, daß sie den Dank vergessen hat. Drei Kinder hat ihr das Wasser genommen . . . und nur ein einziges hat sie lebend wiedergefunden. Die anderen zwei, die liegen sell draußen im Schapbacher Wald . . .“

Während Eberwein schweigend stand, von tiefer Bewegung erfüllt, sprach der Alte mit langsamen Worten von der Verwüstung, welche die jäh erscheinende Sturzflut im Thal der Ramsau angerichtet. „An die zwanzig Häuser liegen, das Pfarrhaus auch, und die Kirch' dazu . . . und viel Leut', Herr, viel Leut' gehen ab. Mein ältester Bub' ist auch dabei, sein Weib und alle fünf Kinder . . . sieben Leut' auf einmal!“ Die Stimme des Alten zitterte. „Da käm' ich wohl nimmer drüber weg, wenn ich nicht sagen müßt wie Bruder Hiltischalk: giebt der liebe Gott mit der einen Hand, so wird er wohl mit der anderen auch nehmen dürfen! Wohl wohl . . . ich hab' um den frommen Bruder recht getrauert, aber schau', Herr, dem hat's der liebe Gott gar gut vermernt, daß er ihn die heutige Not hat nimmer schauen lassen! . . . Jetzt muß ich aber gehen — schau' nur, wie die unsinnige Mutter noch allweil rennt . . . sie wird doch an keinen Baum hinlaufen! Am End' fällt sie gar noch mit dem Kind in eine Grub'!“ Mit lauter Stimme rief er: „He, Du! So halt' doch ein hügel!“ und eilte, so schnell ihn seine alten Knie trugen, dem Weibe nach.

Eberwein stand mit nassen Augen. „Bruder Hiltischalk! Wo Dein verlorenes Grab auch immer liegen mag, unter Fluten oder Felsen, es verlangt nach keinem Kreuzlein und ehrenden Zeichen! Im Herzen dieses Christen sah ich Dein Denkmal stehen!“

Weit über das Thal her, von den grauen Halden der Schönau, tönte ein Gewirr von Stimmen. Freudig erschrocken lauschte Eberwein. „Dort leben noch Menschen!“ In Hast stieg er nieder über das schlammige Gehäng. Seine Augen spähten nach einer Stelle, an welcher er den sinkenden Strom der Gewässer übersehen könnte. Ueber Felsblöcke und angehaute Bäume springend, gewann er das andere Ufer und eilte über den Waldhang empor, daß ihm der Atem fast verging. Zwischen verwüsteten Büschen sah er schon die steinernen Schollen liegen, welche wie Hagel aus den Lüften gefallen. Seine Schritte besüßigend, erreichte er einen zerstörten Hag, in dessen Mitte ein Felsblock lag, von der Größe eines Hauses; doch er hörte keinen Laut des Zammers, nur den Hall eines emsig schlagenden Weils und eine freudige Knabenstimme: „Ja schau' doch, Gobl-Wehni, schau', da kommt der Herr, der gute Herr!“

Die Schläge verstummten nicht, als hätte der fleißig Schaffende kein Ohr. Durch eine Lücke des Hages sah Eberwein den Greis bei der Arbeit stehen: nackten Leibes, die Hüfte von einem Lumpen umwunden, schwang er das Beil mit der Kraft und dem Eifer eines Jünglings. Nicht weit von dem Alten, beim zerfallenen Hagthor, saß Huze in der warmen Sonne, die wunden Füße von grauen Fegen klumpig umwickelt. Und an der Seite des Knaben kauerte, lächelnd und stillvergüht, das kleine Dornlein aus dem Schapbacher Wald. Beim Anblick des Mönches richtete Huze sich auf und versuchte in heller Freude ein paar hinkende Schritte; doch Eberwein eilte dem Knaben entgegen und umschlang ihn, keines Wortes mächtig. „Gelt, Herr, gelt?“ lächelte der Bub' zu ihm auf. „Was sagt: was der liebe Vater im Himmel alles an mir gethan hat! Schau' nur den Wehni an! Wie er schafft an unserem neuen Haus! Du! Wie der mich lieb hat! Und alles, alles hat der Vater sell droben gemacht! So gut, wie der ist, so gut ist keiner mehr!“

Eberwein konnte sich der Thränen nicht erwehren. „Mein Kind! Ich danke Dir für dieses Wort!“

Mit großen Augen schaute der Bub' ihn an. „Danke! Ja warum denn, Herr? Es ist ja Dein eigen Wort! Hast es mich ja selber gelehret, in Wazemanns Bußloch: so gut wie der Vater im Himmel, so gut ist keiner mehr!“

„So gut ist keiner mehr!“ klang es leise von den Lippen des Mönches, während seine Blicke über alles Glend schweiften, das ihn umgab, und hinausirrten über die verwüsteten Halden. Tief atmend strich er mit den Händen über das struppige Haar des Knaben, sah ihm in die leuchtenden Augen und flüsterte: „Werdet wie die Kinder!“

Das Beil in der Faust, kam der alte Gobl zum Thor. „Ich grüß' Dich, Herr! Und schau', ich sag's gleich selber: Du hast recht gehabt! Mein Apfelbaum ist hin, naked steh' ich da . . . aber allweil freut mich das Leben wieder!“ Er faßte die Hand des Knaben, der ihm mit mühseligen Schrittlein entgegenhumpelte, und zog ihn zärtlich an sich. „Was sagt, Herr, wie der Bub' sich macht! Und so viel gleicht er meiner lieben Dirn' . . . die ganzen Augen hat er von ihr, und ich mein' wohl, das gute Herzl auch!“ Er hob das Kinn des Knaben und lachte ihn an. In stummer Bewegung blickte Eberwein auf diese beiden Menschen: das Alter in nackter Not, die Jugend in Schmerz und Wunden — und dennoch in den Augen beider die lachende Freude des Lebens.

Dumpe Stimmen, von einem Windhauch über die Halden hergetragen, unterbrachen die Stille. Laufend hob Eberwein den Kopf und strich mit der Hand über die verträumten Augen.

„Auf' nur, Herr!“ sagte der Greis, und seine Stimme wurde schein und leise. „Es haben nicht alle Leut' den schiechen Tag so gut überstanden wie mein Bub' und ich. Die Leut' sind gefallen wie die Fliegen im Frost. Sell drüben schleppen sie die Toten auf ein Häußl . . . einer von Deinen Gottesleuten ist auch dabei.“

Was der Alte noch weiter sagte, hörte Eberwein nicht mehr. Bleich bis in die Lippen, hatte er sich abgewandt und eilte dem verschwommenen Hall der Stimmen entgegen. Immer näher klang das Gefumm der Stimmen, und endlich gewahrte er auf freiem Feld einen schwärzlichen Menschenhaufen. Langsam glitten die Gestalten durcheinander, die einen gingen, andere kamen paarweis und trugen auf Stangen eine regungslose Last herbei.

Die Leute erblickten den Mönch, und das dumpe Gefumm der Stimmen erlosch. In der dunklen Schar sah Eberwein plötzlich all' die weißen Gesichter. Einige Männer und Weiber schienen willens, ihm entgegenzulaufen; auf halbem Weg aber hielten sie inne und standen regungslos. Auch Eberweins Schritte stockten: ihn besiel die Ahnung dessen, was er sehen sollte. Doch nur einen Augenblick versagten ihm die Kräfte. Bleich, mit kämpfendem Atem, eilte er den Harrenden entgegen. Kein lautes Wort vernahm er, kaum einen schluchzenden Laut. Doch hundert Arme streckten sich ihm entgegen in flehendem Jammer, als wäre bei ihm die Hilfe, bei ihm der Trost. Hundert Augen, gerötet von Staub und Weinen, hingen an seinen Lippen, als könnte ein einziges Wort des gottgeweihten Mannes alle Schmerzen lösen. Die Männer faßten nach seinen Händen, die Weiber griffen nach seinem Kleid und hoben ihm ihre Kinder entgegen, als läge im Blick seiner Augen die Kraft, zu feien wider alle Not und Gefahr.

Wortlos, erschüttert in jedem Nerv seines Lebens, stand Eberwein inmitten dieses namenlosen Zammers — zum erstenmal in Kreise seiner Gemeinde! (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Das Haus Fritz Reuters. Fast zwanzig Jahre nach ihrem Gatten ist am 9. Juni Luise Reuter, die Witwe Fritz Reuters, zur ewigen Ruhe eingegangen. „Sie hat im Leben Liebe gefäß, sie soll im Tode Liebe ernten“, so lautet die Grabchrift, die ihr Fritz Reuter selbst einmal in schmerzlich bewegter Stunde bestimmte, und schöner hätte ihres Dahinsinhalt nicht umschrieben werden können. Wie sie zu Lebzeiten ihres Mannes dessen treueste und hingebendste Pflegerin war, so blieb sie nach seinem Tod die edle nimmermüde Wohltäterin der Armen und Bedrückten. Ein hochherziger und zugleich überaus sinniger Gedante war es, daß sie ihr Haus testamentarisch der Deutschen Schillerstiftung überwies. Das Heim, das eines Dichters Feder gegründet, sollte für alle Zeiten Deutschlands Dichtern gehören, das ist die schöne Bedeutung dieses Vermächtnisses. Für Fritz Reuter war es eine große Freude, daß die Erlöse seiner Schriften ihm den Bau dieses Hauses ermöglichten. Die „Gartenlaube“ hat vor einigen Jahren (1890) Briefe des Dichters veröffentlicht, aus

denen hervorgeht, mit welcher Wärme und innerer Genugthuung er den Bau seines Hauses in Eisenach betrieb. „Wir träumen hier allerlei Idyllen“, schreibt er am 11. September 1866 an seinen vertrauten Freund Fritz Peters, „denn unser Hausbau hat insofern begonnen, als wir dabei sind, die Felsen, die im Wege liegen, zu sprengen, was viel Arbeit, aber auch Baumaterial schafft. Den Plan zu dem Hause habe ich mir von dem Professor Bohmsfeldt, einem Architekten aus Petersburg, machen lassen, sehr zur Zufriedenheit.“ In ausführlicher Schilderung entwickelt er dem Freunde dann diesen Plan bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, um befriedigt zu dem Schluß zu kommen: „Du siehst, es kann hübsch werden, und da ich — Gott sei Dank — noch immer Glück mit meiner Schreiberei habe, so werde ich auch mit dem Kostenpunkt fertig werden, ohne genötigt zu sein, von meinen angelegten Geldern etwas anzunehmen.“ Freilich, auch die Leiden und Sorgen eines Bauherrn blieben Reuter nicht erspart, und gerade die Kostenfrage stellte sich nicht so glatt, wie er es anfangs geglaubt.

Anderthalb Monate später, am 28. Oktober 1866, klagt er: „Mit dem erneuten und erhöhten Kostenaufschlage unseres künftigen Hauses hat der Teufel uns ein neues Kasillistenkreuz ins Nest gelegt. Das geht mir denn doch etwas über den Kreditstock! Aber was thun? Die nötigen Sprengarbeiten sind gemacht, die Grundmauern sind fertig, der Großherzog hat insolge der Einsicht in den Plan und in die Fassade mir das Versprechen der Anlage eines schönen Beges zu meinem Hause gegeben: soll ich nun die ganze Geschichte umstoßen, anders bauen? schlechter? kleiner? — Schlecht will ich nicht bauen, es soll nicht heißen, daß ich ein liebedürftig Gebäude nach meinem Tode in der Welt zurückgelassen habe, kleiner auch nicht, ich will nicht wieder in solchem kleinen Kästchen mich halb tot räuchern. Also es wird nichts helfen, ich werde in den sauren Apfel beißen müssen.“

Nun, die siegreiche Gewalt von Reuters Dichtergenius hat dafür gesorgt, daß das Opfer nicht allzu schwer wurde; als ein stattlicher und doch behaglicher Bau ist die „Villa Reuter“ vollendet worden. In welcher Weise die „Deutsche Schillerstiftung“ das ihr zugefallene Vermächtnis praktisch verwerten wird, ist zur Stunde noch nicht bekannt. Am schönsten wäre es, wenn Fritz Reuters Haus auch für die Zukunft ein „Dichterheim“ bleiben dürfte.

Vom XI. deutschen Bundeschießen in Mainz. Zu dem Bilde S. 473.) Es gab eine Zeit, wo den deutschen Schützenfesten, ebenso wie den Turner- und Sängereisen, eine hohe politische Bedeutung zukam. Sie waren Feiertage des nationalen Gedankens, der nach einem Ausbruch rang, da die politische Gestaltung Deutschlands so weit davon entfernt war, dem patriotischen Empfinden Verriedigung zu gewähren. Auf diesen Festen durfte sich die vaterländische Gesinnung, die sonst unter dem Dunde vieler unerfüllter Wünsche litt, voll ausleben, und das Ergebnis war nicht bloß ein schnell verräuchernder Taumel der Begeisterung, sondern eine mächtig fortwirkende Stärkung des Gemeingefühls, in dem sich alle Brüder deutscher Zunge zusammenschlossen. So wurde auf diesen Schützen-, Turner- und Sängertagen ein Stück Vorarbeit für das große Einigungswerk geleistet.

Heute, da das Werk vollbracht ist, haben diese Feste einen Teil ihrer Bedeutung abgestreift. Aber ein Hauch des alten Geistes ist ihnen doch geblieben, ein Abglanz jener Poesie, welche in den Tagen des nationalen Ringens sie verklärte. Und ein Umstand ist es, der diesem Glanze immer wieder Nahrung giebt: diesen Festen strömen auch solche Deutsche zu, die nicht im Reichsverbande stehen. Oesterreicher, Schweizer, ja sogar Deutscheramerikaner finden sich ein, und aus den Berichten leuchtet stets hervor, daß diese Gäste mit besonderem Jubel empfangen wurden.

Die deutschen Bundeschießen nahmen ihren Anfang mit jenem großen deutschen Schützen- und Turnfest zu Gotha 1861, das in der nationalen Bewegung jener Tage eine so bedeutsame Rolle spielte. 1863 folgte das Bundeschießen zu Frankfurt a. M., 1865 das zu Bremen, dann nach längerer Pause 1872 eines in Hannover. Von nun ab wiederholte sich das Fest in regelmäßigen Fristen von 3 zu 3 Jahren, Stuttgart, Düsseldorf, München, Leipzig, Frankfurt a. M., Berlin bildeten die Feststädte.

Das XI. deutsche Bundeschießen wurde, nach einem ausnahmsweise vier Jahre dauernden Zwischenraume, in den Tagen vom 16. bis 24. Juni in Mainz abgehalten. Das Hauptstück der Festlichkeiten bildete ein großer historischer Festzug, dessen Grundgedanke der war, eine Anzahl von Bildern aus der reichen Vergangenheit der Stadt Mainz zur Anschauung zu bringen. Historische Gruppen wechselten mit solchen mehr allegorischer Art, dazwischen waren die Schützen selbst nach Landes- oder Stadtwirbänden eingeordnet. Eine der prächtigsten Gruppen, die dritte in der Reihe, hat unser Zeichner herausgegriffen. Sie ist Arnold Walpod gewidmet, dem Gründer des Rheinischen Städtebundes (1254), dem Mainz eine Zeit großer Blüte und glänzender Machtposition verdankt. Im Hintergrunde des Bildes zeigt sich der altherwürdige Mainzer Dom, der sich, wie die ganze Stadt, zu Ehren des Festes in lustigen Flaggenschmuck gebüllt hat.

Wie herkömmlich, war für Volksbelustigung aller Art auch auf dem Mainzer Festplatz jenseit der herrlichen „Neuen Anlagen“ kein Mangel, und fast unendlich die Menge der „trinkbaren“ Gelegenheiten. Eine dieser letzteren zeichnete sich durch besonders groteske Form aus. Es war ein Mieselefant, auf dem ein Turm von mehreren Stockwerken ruhte, getränkt mit einer stattlichen Champagnerflasche. Das 37 Meter hohe lustige Bauwerk hatte eine Schaumweinsfabrik auf den Platz stellen lassen und verdeckte darin ihren Eck.

Die Großmutter. (Zu dem Bilde S. 469.) Der Maler Max Liebermann zählt zu den entschiedensten Vertretern der modernen Richtung in der Malerei, die nichts als die Wahrheit, die wirkliche thafächliche Wahrheit zur Darstellung bringen will, die allem Zurechtgemachten, Glatten, Einschmeichelnden abhold ist. Als er, fünfundsingzigjährig, 1874 zum erstenmal in Berlin mit einem Bilde dieser Art auftrat, seinen „Gänserupferinnen“, da erkannte man wohl das hervorragende Talent, aber die häßlichen alten Weiber erregten schwere Mißbilligung. Seither haben sich die allgemeinen Anschauungen von Kunst etwas geändert; in Paris und Brüssel preist man Liebermann als einen der ersten Meister der Gegenwart, in München und Berlin haben ihm die Preisrichter Medaillen zugesprochen und eine große Schar von deutschen Künstlern und Kunstschristellern folgt seiner Fahnne. Max Liebermann hat trotz der angedeuteten künstlerischen Ueberzeugung die Grenzen des Würdigen stets einzuhalten verstanden. Der Grundfah der Wahrheit verwandelt sich bei ihm nicht in die Verpflüchtigung zum Schmutz. Er ist der Maler der Armen, der Mühseligen und Beladenen, des Dorflebens, wie sein großes französisches Vorbild, Francois Millet, mit dem ihn die Malerkolonie zu Barbizon im Walde von Fontainebleau zusammengeführt hat. Als eine Probe der Liebermannischen Art legen wir heute unsern Lesern das Bild der alten Großmutter vor. Wohl sieht ihm zur vollen Wirkung die Farbe, aber die Grundzüge der oben geschilderten künstlerischen Richtung lassen sich auch im Holzschnitt erkennen.

Ein unbändiges Reispferd.

(Zu dem Bilde S. 477.) Der Sprung ist gelungen und der Leopard sitzt fest auf dem Rücken des arisanischen Zebras. . . Ein Stöhnen, ein wildes Aufbäumen — und fort geht es in toller Jagd durch die savannenartige Hügelandschaft! Wie wird der Ritt enden? Sicher wie der des „Wüstentönigs“ auf dem Rücken der „Seraphie“, der Lieblichen, den Freiligrath so ergreift befehligen! Wer das denkt, der kennt nicht das Zebra, das stolze mutige Hoß arisanischer Steppen und Bergeshöhen. Es weiß sich zu wehren, und selbst in dem gefährlichen Augenblicke, den uns das treffliche Bild von Alb. Kull vorführt, brauchen wir es nicht verloren zu geben. Noch ein paar gewaltige Sätze, dann wird in dem Hengste der Selbsterhaltungstrieb erwachen, er wird zu Boden stürzen und den frechen Räuber abwälzen; dann wird der Abgeschüttelte unliebsame Bekanntschaft mit den Klauen des Steppensohnes machen und mit blutigem Maule sich trollen müssen. Kämpfe zwischen Zebras und Leoparden haben oft diese Wendung genommen.

In der Ramsau. (Zu dem Bilde S. 481.) Die großartigen Naturschönheiten der Ramsau, jenes Thales, das von Berchtesgaden gegen den Hintersee sich hinaufzieht, haben schon viele begeisterte Lobredner gefunden. Unsern Lesern sind ne durch die unvergleichlichen Schilderungen in Ludwig Ganghofers „Martinsklause“ gerade gegenwärtig besonders nahe gerückt. Den Worten des Dichters fügen wir heute das Bild des Malers hinzu. Hat auch die neuzeitliche Kultur, die mit ihren Kunststrahlen auch in diese weltentlegenen Winkel eindrang, die ursprüngliche Wildheit in manchen Stücken gemildert, so ist doch noch genug von dem alten Gepräge übrig geblieben. Auch unser Bild führt uns an eine Stelle, die in keinem Stücke die Spuren der glättenden Kultur verrät, und nichts hindert die Phantasie, sich beim Betrachten dieses Thales hinaufzuträumen in die Tage, da Oberwein die Martinsklause gründete.



Ein Gruch vom Mainzer Schützenfest.

Inhalt: Die Brüder. Roman von Klaus Behren (1. Fortsetzung). S. 469. — Die Großmutter. Bild. S. 469. — Vom XI. deutschen Bundeschießen zu Mainz. Bild. S. 473. — Aus dem Lande der Kanäle. Von Herbert Franz. S. 474. — Wallhäuser und Spielhallen. S. 475. — Mit Abbildungen S. 476. — Die Martinsklause. Roman Blatter und Blüten: Das Haus Fritz Reuters. S. 483. — Vom XI. deutschen Bundeschießen zu Mainz. S. 484. (Zu dem Bilde S. 473 und 484.) — Die Großmutter. S. 484. (Zu dem Bilde S. 469.) — Ein unbändiges Reispferd. S. 484. (Zu dem Bilde S. 477.) — In der Ramsau. S. 484. (Zu dem Bilde S. 481.)